



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dinkgraeve, Guido: Über Lichtenbergs Skeptizismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sich einen hölzernen Säbel umschnallt und nun als wilder Krieger auf die Weide stürmt. Beide ahmen den Erwachsenen nach und kommen sich dabei außerordentlich stolz und männlich vor. Das liegt tief in der Natur des Kindes begründet. Eine Jagd auf derartige Wendungen würde eine sehr peinliche Pedanterie sein und würde genau so unnatürlich sein wie jede andere Form der toten Schulmeisterei. Pannwitz scheint allzusehr Fanatiker einer bestimmten Idee zu sein, um Humor haben zu können. Ohne Humor aber kommt ein Erwachsener überhaupt zu keinem Verständnis des Kindes. Ein rechter Schulmeister soll fröhlich sein. Ich wüßte kein Wort, das mir tiefer ins Herz geschrieben stünde als dieses.

Es schmeckt auch sehr stark nach Pedanterie, wenn Pannwitz den Kindern Märchen in die Hände geben will, die von anderen Kindern in der Altersmundart niedergeschrieben oder gar von ihnen geschaffen sind. Dagegen hat er recht, wenn er von den Lehrbüchern verlangt, daß sie möglichst auf die Altersmundart der Kinder Rücksicht nehmen und erzählender Natur sein sollen. Ich bin hier wie überall nur ein bedingter Anhänger seiner Ausführungen und muß oft widersprechen. Bin ich aber nur ein bedingter Anhänger, so kann ich darum doch seine Bücher den deutschen Lehrern und den deutschen Gebildeten unbedingt empfehlen, weil sie gerade durch ihre Einseitigkeit die wichtigen Fragen in der denkbar schärfsten Form stellen. Im besonderen, daß Pannwitz die Bodenständigkeit der Bildung erstrebt, ist für mich von großem Wert, denn Bodenständigkeit heißt für uns ja deutsch. Und in wessen Seele wäre nicht die Sehnsucht, daß wir Deutschen in allen Schulen, also auch in unseren höheren, endlich den Mut zu uns selber gewönnen? Es ist eine Frage von großem kulturellem Rang, die dieser Sehnsucht zugrunde liegt. Wird unsere Kultur nicht endlich auch in den Schulen deutsch, so werden wir ewig eine hilflose Beute der frivolen Ausländerei sein, die von sehr dunklen Elementen betrieben wird, um unser nationales Leben zu schwächen.



Über Lichtenbergs Skeptizismus

Von Guido Dinfgraeve



an hat die Schriften Georg Christoph Lichtenbergs, des großen Satirikers und Psychologen, neuerdings wieder in modernen, monumentalen Ausgaben herausgegeben und auch von seinen Briefen endlich eine vollständige, kritische Sammlung veranstaltet. Beides war längst notwendig; denn Lichtenberg hat uns noch vieles zu sagen; für viele Gedanken und Anregungen von ihm ist die Zeit erst heute reif geworden. Sein Raisonement kann fraglos auch den literarisch

verwöhnten Menschen heute fesseln, manches darin ist für unsere Art zu denken und zu urteilen noch so zutreffend und fördernd, daß es in dem Feuilleton einer Tageszeitung wieder abgedruckt werden könnte, soweit es sich über allgemeine Gegenstände verbreitet. Man könnte bedauern, daß es Lichtenberg nicht mehr möglich ist, unsere Parlamentsverhandlungen mit seiner scharfen Feder zu glossieren.

Lichtenberg war seiner Zeit weit voraus und deshalb steht er uns noch so nahe. Was ihn dem modernen Menschen so sympathisch macht, ist seine Sachlichkeit und Resignation, seine Unerblichkeit in der Untersuchung irgendeines Problems und seine Distanz zu den Dingen. Mit einer unvergleichlichen Ausdrucksfähigkeit begabt, steht er auch Nießsche an Kühnheit der Fragestellung nicht nach, ja, er geht oft weiter und verfolgt einen Gedanken hartnäckiger. Aber eines ist hierbei wichtig und unterscheidend: er überschätzt sein Raisonement selbst nicht und flößt dadurch ganz besonderes Vertrauen ein.

Historisch gehört Lichtenberg noch zu der Epoche der Aufklärung, der Verstandeskultur, und vieles war in seinem Wesen, was dieser entgegenkam (er starb 1799). Die großen dogmatischen Denk- und Weltdeutungs-Systeme von Descartes, Spinoza und Leibniz haben auf ihn gewirkt, wie auch besonders die Lehren Newtons. Aber schon die optimistische Weltformel Leibnizens durchschaute er in ihrer Schwäche und seine Schriften beweisen klar, daß er jene Tyrannei des Verstandes nicht anerkannt hat, welche endgültig zu stürzen Kants große Aufgabe war. Wohl schätzte er „gesunden Menschenverstand“ und nahm ihn oft genug gegen die „Propheten des achtzehnten Jahrhunderts“ und gegen die Schriftsteller und Dichter „mit Engelnungen“ in Schutz. Allein er war weit davon entfernt, in ihm einen göttlichen, alles umfassenden Beherrscher zu sehen, dem er das Ganze seiner Weltanschauung zu unterstellen habe und brauche. Sein Geist sah im Weltprozeß neben dem Rationellen das Irrrationelle, und es war ihm nicht damit gedient, wenn man diese Lücken mit Sätzen verstopfte, die sich später als Phrasen herausstellen mußten. In der Beurteilung des Leibnizschen Satzes, die Welt sei „die beste der möglichen Welten“, möchte er Voltaire näher gestanden haben, als dem Verfasser der „Theodicee“ lieb gewesen wäre. In dem Kampf gegen die Annahmen wissenschaftlicher und religiöser Orthodoxie war er Lessings Nebenmann.

Daß er die „Aufklärung“ für sich überwunden hatte, beweist nichts deutlicher als die Tatsache, daß er Kants revolutionäre Lehren erstaunlich rein und vollständig aufnahm; seine Schriften enthalten bereits alle Keime einer „kritischen Philosophie“ in seinem Gehirn fanden sich für die grundlegenden Gedanken Kants schon Aufnahmeformen vor. Herder z. B. hat sich in die Umkehrung der Methode alles Philosophierens weit schwerer hineingewöhnen können und auf seine „Metakritik der reinen Vernunft“ hätte schon Lichtenberg für Kant gewiß manches zu erwidern gehabt.

Für die Kantsche „Kritik der reinen Vernunft“ muß man wohl geboren sein, oder sie verfehlt ihre Wirkung auf einen. Lichtenberg war für sie geboren,

die egozentrische Weltanschauung entsprach seiner intellektuellen Person durchaus. So hat er gegen den Ausdruck „Dinge außer uns“ die stärksten Bedenken, er nennt ihn eine „menschliche Erfindung“ und vom Idealismus sagt er an einer Stelle, „er sei unmöglich zu widerlegen“, ein Geständnis, das bei einem Professor der Physik gewiß verwundert. Ja, er kommt schon beinahe zu Fichteschen Sätzen, wenn er meint: „Wir wissen mit weit mehr Deutlichkeit, daß unser Wille frei ist, als daß alles, was geschieht, eine Ursache haben müsse.“ Hier zeigt er bereits eine Tendenz zum Subjektivismus, wie sie erst in neuester Zeit wieder bei unseren Philosophen, z. B. bei Theodor Lipps, hervorgetreten ist.

Daß all unser Denken und Urteilen durch und durch anthropomorphistisch sei, davon war er ganz überzeugt; man kann es seine Grundüberzeugung nennen, die seiner Philosophie die besondere Gebärde und seinem Menschentum den wehmütigen Grundton gab.

Allein er hat diesen für einen Liebhaber objektiver Wissenschaft gewiß peinlichen Gedanken zu Ende gedacht und deshalb ist er auch mit ihm fertig geworden. Unser Denken ist anthropomorphistisch heißt: alle unsere Aussagen über Geschehen in der Welt, alle Fixierungen unserer metaphysischen Träume und Bilder und Hoffnungen müssen sich unweigerlich einem Schematismus von Symbolen und Formen einfügen, der unserem menschlichen Geiste eigentümlich ist. So können wir uns Gott vorstellen nur in der Gestalt eines Menschen, meinerwegen mit Gliedern und Proportionen, wie Michelangelo sie seinen Gestalten gegeben hat. Und um sich die unterschiedenen Eigenschaften, Apparate, Funktionen (oder wie man diese Dinge zu nennen sich gezwungen sehen mag) unserer Seele vorzustellen, wird auch ein Professor der empirischen Psychologie genötigt sein, vielleicht ohne daß ihn das amüsiert, sie sich als die Tätigkeit von kleinen Menschlein vorzustellen, die in unserem Kopfe hausen möchten.

Fichtenberg fand also, daß diese Vorstellungsart eine Nötigung enthalte und daß der sophistische Satz der naiven Griechen, der Mensch sei das Maß aller Dinge, leider mehr Beachtung verdiene, als der strenge Plato sich gestehen wollte. Er sagt bündig: „Vom schönsten Griechen bis zum Neger ist alles Menschenrasse.“ Auch Goethe erkannte das und sprach es mit der Aufrichtigkeit aus, die Fichtenberg einmal als „himmlisch“ bezeichnet (im Gegensatz zu der eiteln Aufrichtigkeit Rousseaus). Goethe meinte: „Wenn wir ein Phänomen aussprechen, beschreiben, besprechen, so übersetzen wir es schon in unsere Menschen-sprache.“

Diese allerdings bittere Einsicht führte nun Fichtenberg aber nicht, wie viele moderne Geister, zur Verzweiflung — es gab für ihn nichts Traurigeres „als einen Menschen, der verzweifelt“ —, noch weniger gelangte er auf diesem Wege zu einem „Willen zur Macht“ oder zu einem Agnostizismus, sondern er schloß zunächst einmal: dann hänge eben alles von der „temporellen Güte des Subjekts“ ab. Wenn die Sache so läge, daß Objektivität nichts anderes als geläuterte Subjektivität sein könne, dann gälte es, praktisch Verzicht leistend, das

Subjekt zu kultivieren und zu disziplinieren, ohne es aus seinen Grenzen zu treiben. „Eine genaue Betrachtung der äußeren Dinge führt leicht auf den betrachtenden Punkt, uns selbst, zurück und umgekehrt, wer sich einmal erst recht gewahr wird, gerät leicht auf die Betrachtung der Dinge um ihn. Sei aufmerksam, empfinde nichts umsonst, messe und vergleiche — das ist das ganze Gesetz der Philosophie.“

Weil ihn diese Einsicht, daß wir mit unseren Schemen die Welt nicht umspannen können, daß bei einer noch so tief sinnig scheinenden Äußerung eines Philosophieprofessors sich bei gründlicher Prüfung allemal beschränkt menschliche Maße herausstellen, die eine schöne Metapher vielleicht verdeckt, — weil Lichtenberg das bekümmerte, nennt man ihn einen Skeptiker und seine Anschauung Skeptizismus.

Es gibt anarchischen und rationalen Skeptizismus; dieser verhält sich nur mißtrauisch und abwartend gegenüber allen „absoluten“, positiven Behauptungen, glaubt aber doch an die Möglichkeit aufbauenden Denkens, jener hat diesen Glauben nicht, er führt mit Notwendigkeit zum Nihilismus, der, wenn er konsequent gedacht und ausgesprochen ist, im letzten Grunde das peinliche Bekenntnis enthält, daß der von ihm Besessene nicht fähig sei, seine innere Welt so zu ordnen, daß er selbst Vertrauen dazu haben könnte. Diese Skeptiker sind mit Mephisto den „Söhnen des Chaos“ zuzurechnen. Kant nennt sie unwillig „Nomaden, die allen beständigen Anbau des Bodens verabscheuen“. Bei ihnen ist der Zweifel eine Krankheit der Milz, er wirkt wie eine Säure, die allen Grund und Boden zerfrißt, bis der Mensch in sich zusammenfällt.

Anders bei Lichtenberg: er besaß jenen Skeptizismus, von dem Jakob Burckhardt in seinen „weltgeschichtlichen Betrachtungen“ sagt, man könne nicht genug davon haben. Ihm war wie Descartes der Zweifel nur eine Methode und ein Gegengift gegen Überhebung und Unduldsamkeit und das „Que sais-je?“ des Montaigne keine müde, sondern eine lebendige Frage.

Das Fragen war Lichtenbergs ganze Lust; mit der Neugierde und gespannten Aufmerksamkeit eines Chemikers, der die Wirkung seiner Reagenzien erwartet, horcht er in sich hinein, wie sein Geist auf die voraussetzungslosen, von einfachsten Dingen und Worten anhebenden Fragen antwortet, um ihn dann aufs neue in Bewegung zu bringen. Er wußte mit Sokrates, daß das Fragenkönnen die unerläßliche Voraussetzung alles geistigen Bildens ist und daß ebenso eine einmal gegebene Antwort oft für lange Jahre das Auffinden eines doch zugrunde liegenden Irrtums verhindern kann. Deshalb stellt er gern alles wieder in Frage und meint: „Die gemeinsten Meinungen und was jedermann für ausgemacht hält, verdient oft am meisten untersucht zu werden“; und eine andere Stelle heißt: „Dem großen Genie fällt überall ein: könnte dieses nicht auch falsch sein?“

Lichtenbergs Skeptizismus war im besten Sinne germanisch, er machte ihn hart und tätig (wie es z. B. Friedrich der Große durch ihn wurde), er gab

ihm die Distanz zu den Dingen und damit die leichte Ausdrucksfähigkeit, er schützte ihn vor Einseitigkeit und Verbohrung und machte ihn letzten Endes zum Manne von Welt- und Menschenkenntnis.

Ein solch praktischer, aller theoretischen Haarspalterei und Befangenheit abholden Geist konnte die Spezialisten der Fachwissenschaften nicht überschätzen, so sehr er auch gründliche Kenntnisse zu fordern pflegte. Aber die nur Nurfachmänner bedauerte er, weil ihnen so viel in der Welt entgehe. Und von der Vielwisserei urteilt er scharf: „Die Gelehrsamkeit kann auch im Laub treiben, ohne Früchte zu tragen. Man findet oft sehr leichte Köpfe, die zum Erstaunen viel wissen. Was man sich selbst erfinden muß, läßt im Verstande die Bahn zurück, die auch bei einer anderen Gelegenheit gebraucht werden kann.“

Ebenso dachte er über praktische Philosophie (eine andere gab es für ihn nicht); hier drang er auf brauchbare Anfänge, Hypothesen, und findet das Suchen von ersten Ursachen schon unphilosophisch. „Die gar subtilen Männer sind selten große Männer“, und weiter: „So wie der Tanzmeister und Fechtmeister nicht von der Anatomie der Beine und Hände anfangen, so läßt sich gesunde, brauchbare Philosophie auch viel höher, als jene Grübeleien, anfangen. Der Fuß muß so gestellt werden, denn sonst würde man fallen, und, dieses muß man glauben, denn es wäre absurd, es nicht zu glauben — sind sehr gute Fundamente.“

Mit großer Achtung spricht er von der Mathematik, weil man bei ihr am meisten vor dem Indifferentismus geschützt und ihre Evidenz im Vergleich zu der Physik und Biologie größer ist. In einem seiner witzigen Aufsätze, der heute noch zeitgemäß ist, spricht er voll Laune „von dem Nutzen, den die Mathematik einem Bel-Esprit bringen kann“.

Der geschichtlichen Überlieferung durch das Wort stand er sehr mißtrauisch und sprachkritisch gegenüber. Er kam hierbei schon zu ähnlichen radikalen Reflexionen und Thesen über das Wesen der historischen Rekonstruktion gesellschaftlicher Zusammenhänge, wie sie Georg Simmel in seinen „Grundproblemen der Geschichtsphilosophie“ formuliert hat. „Die Tradition nimmt etwas von jedem Munde an, durch den sie läuft, und kann endlich eine Sache so verstellen, daß sie unkenntlich wird. Es ist allemal eine Übersetzung.“ Lessings Grundmotiv in seinen theologischen Kämpfen: der Buchstabe ist nicht der Geist, war auch der Hauptsatz seiner Geschichtsphilosophie.

In der Ethik hat Lichtenberg sich zum „geläuterten Spinozismus“ bekannt. Einmal zog ihn Spinozas Versuch an, eine Gesetzmäßigkeit im Weltall nachzuweisen, und dann war die Ehrfurcht vor einem Größeren, wie sie aus der Ethik Spinozas so gewaltig spricht, seinem Gemüte sympathisch. Denn, obgleich er kein Freund der sentimentalen Dichterprodukte seiner Zeit war, z. B. über Goethes „Werther“ ebenso urteilte wie Lessing, auch gegen religiöse Schwärmerei der Ziehen und Lavater streng genug vorging, so war er religiöser Erhebung doch wohl fähig. In den „Betrachtungen des Verfassers über sich selbst“ erzählt

er, daß er das „Ohe denn die Berge worden“ nie ohne ein „erhabenes, unbeschreibliches Gefühl“ lesen könne, und mit komischem Akzent sagt er: „Ich würde es vergeblich versuchen, mit Worten auszudrücken, was ich empfinde, wenn ich an einem stillen Abend „In allen meinen Taten usw.“ recht gut pfeife und mir den Text dazu denke.“

Von der Freiheit sagt er kantisch, sie sei ein „großer Gedanke“ und die „bequemste Form“, sich das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zu denken, fügt aber vom spinozistischen Gesichtspunkt aus hinzu: obgleich der Mensch gewiß nicht frei sei; denn: vor Gott gebe es eigentlich nur eine Regel. Ein Aphorismus von ihm heißt: „Das Ja mit dem Kopfschütteln und das Nein mit dem Kopfnicken wird einem sehr schwer, bekommt aber doch nachher eine eigene Bedeutung, wenn man es kann.“ Man könnte diese Worte auf sein Verhältnis zum Problem der Willensfreiheit anwenden.

Er hatte den Glauben an eine Vernunft im Weltall und an eine feine, uns Menschen nur lückenhaft erkennbare Ökonomie in allen Wirkungen der Natur, ohne daß er jedoch, wie Hegel, gewagt hätte, sie in jedem Einzelnen als nachweisbar zu behaupten. Und ebensowenig würde er Darwins Teleologie in ihrem ganzen Umfange zugestimmt haben.

Die Zweckmäßigkeit war ihm wie Kant eine notwendige, praktische, regulative Idee, deren der Mensch bedarf, wenn er Zusammenhänge in sein Denken über die Natur bringen und planmäßig, d. h. vernünftig handeln will. Oft macht er sich über die Verstocktheit und Voreingenommenheit der Menschen lustig, die auch die erkennbaren „Absichten“ der Natur zu ihrem Schaden verkehrten und plump ausdeuteten. Er meinte, man müsse geduldig schauen und beobachten, wenn man der Natur etwas abgewinnen wolle, und mit feiner Ironie verzeichnet er die Fälle, wo die Natur sich gleichsam über die Torheit und den Überwitz der Menschen lustig macht. Lieber die glänzendste Theorie fallen lassen, so dachte er, als sich von ihrer Tyrannei an der reinen Aufnahme des — im letzten Grunde für den Verstand ja immer unfaßbaren — wirklichen Einzelfalles beeinträchtigen zu lassen.

Das Einzelne war so recht die Liebe Lichtenbergs; er sah das Besondere, das Wunderbare auch im Alltäglichen und Nächstliegenden. „Je näher wir einem Gegenstand in der Natur kommen, desto unbegreiflicher wird er.“ Er bemerkt Beziehungen, Zusammenhänge, die man täglich vor Augen hat, die man vielleicht sogar benützt, über die man aber so wenig nachgedacht hat, daß einem etwas der Reflexion und Bewunderung Wertes daran gar nicht aufgefallen ist. So kommt es z. B., daß er die Tatsache, daß sich in der deutschen Sprache „Geld“ auf „Welt“ reimt — scheinbar mit einer gewissen Vernunft —, der Aufzeichnung für wert hält.

Bekannt ist auch sein Mißtrauen gegen das zu viele Lesen. „Man kann nicht leicht über zuvielerlei denken, aber wohl über zuvielerlei lesen“, meint er, — mit dem Lesen sei es umgekehrt wie mit dem Denken: „Ich breite mich aus,

ohne mich zu stärken. — Laß dich deine Lektüre nicht beherrschen, sondern herrsche über sie.“

Die Sprache hat er mit hoher Meisterschaft gehandhabt und fortgebildet; selbst Schopenhauer hat auf die philosophische Ausdrucksweise nicht den Einfluß wie er gehabt. Er bemühte sich immer, möglichst anschaulich zu schreiben, denn er wußte zu gut, daß es ein Entwicklungsgesetz der Sprache ist, durch Aufnahme immer neuer Abstrakta an Kraft und augenblicklicher Wirkung zu verlieren. Der Kunstform des Aphorismus, die er besonders bei Rochefoucauld bewundert zu haben scheint, gab er neue Reize, ohne sie jedoch, wie oft Nietzsche, lediglich ihres Klanges wegen zu bilden.

Der Aphorismus ist die beliebte Form intuitiven Denkens. Auch bei Lichtenberg tritt das intuitive Denken in den Vordergrund, aber sein Denken als Ganzes ist keineswegs aphoristisch geblieben. Seine einzelnen Gedanken kommen alle aus einem fühlbaren Zusammenhang. Jedes *Aperçu* steigt ohne Frage dem Denker einzeln ins Bewußtsein, aber es steht doch mit einem Zusammen geistiger Elemente (in der anderen Sphäre, kann man sagen) in Verbindung, das sich der Analyse entzieht. Jede Analyse setzt eine Synthese voraus. Hier ist für uns alles dunkel. Lichtenberg deutet wohl auf diese Stelle hin, wenn er einmal sagt: „Ich glaube, daß der Instinkt dem geschlossenen Urteil vorgreift.“ Er wußte aber wohl, daß es bewußter synthetischer Vorarbeiten bedarf, wenn jenes innere Gerüst sich bilden soll, das Erfahrungen in sich aufnehmen kann. Lichtenbergs Denken war konstruktiv im strengsten Sinne, und wenn er an einer anderen Stelle rät, immer so zu lernen, daß man das Gelernte irgendwo anhängen könne, da es sich sonst bald wieder verliere, so beweist das, wie sehr es ihm auf den Zusammenhang ankam. Wie unser Denken jenen Zusammenhang erhält, auf dessen Vorhandensein das, was wir im genauen Sinne Stil nennen, beruht, wird kaum jemals erklärt werden können, ebensowenig, wie es kommt, daß alltäglich Worte im Munde starker Denker und Dichter wieder neue Kraft gewinnen. Allein es läßt sich nicht bestreiten, daß all das Wirkungen von bewußt- unbewußten Tätigkeiten des betreffenden Denkers sind; Lichtenberg hat sie wohl im Auge, wenn er sagt, er wisse vom Besten nicht, wie es ihm zukomme.

Seine *Aperçus* bringt er meistens in fein geschliffene Satzgebilde, aber der Aphorismus war ihm nicht Selbstzweck. Jeder einzelne Gedanke deutet auf einen übergeordneten, umfassenderen, und er kommt erst zur vollen Wirkung, wenn man die Grundthesen seiner Weltanschauung gewahr wird, die die Einzeläußerungen stützen, ihnen zugrunde liegen. Wie Lichtenberg über die geistreichen Aphoristen dachte, zeigt seine folgende Bemerkung: „In den Schriften berühmter Schriftsteller, aber mittelmäßiger Köpfe findet man immer höchstens das, was sie einem zeigen wollen, hingegen sieht man in den Schriften des systematischen Denkers, der alles mit seinem Geiste umfaßt, immer das Ganze und wie jedes zusammenhängt.“ Nur ein Denker, der einen so reichen, gut verarbeiteten und

geprüften Schatz von Grundsätzen und Erfahrungen hatte wie Lichtenberg, konnte sagen, man dürfe sich bei Erforschung der Wahrheit nicht darum kümmern, ob der gefundene Satz „in eine Familie gehöre“. Es war bei ihm keine Gefahr vorhanden, daß in seinem Geiste ein Chaos von ungeordneten Beobachtungen hätte entstehen können. Bei ihm nahm die fixierte Beobachtung gleich die Form wissenschaftlicher Exaktheit an, etwa wie bei Goethe das Erleben sofort die Kunstform aus sich gebar.

Lichtenberg ist einer der wichtigsten Köpfe unserer Literatur. Dabei ist sein Witze ohne jede Koketterie und unterscheidet sich darum z. B. sehr von dem Heines. Mit gleicher Schärfe richtet er sich gegen den „transzendentalen Periodenlang“ der Klopstockjünger in den „Briefen von Mägden über Literatur“, wie gegen die Lavatersche Physiognomik in dem „Fragment von den Schwänzen“, und gegen Böhrens schroffe Behauptungen über die Aussprache des „r“ in dem Aufsatz „Über die Pronunziation der Schöpfe des alten Griechenland“. Der Witze war Lichtenbergs starke Waffe, mit der er gegen Schwulst und pedantischen Eigendünkel in seiner Zeit gekämpft hat — unserer Kultur zum größten Nutzen.



Senatorenrevision in Turkestan

Von Dr. f. von Papen



Das Wort „Senatorenrevision“ hat für die russischen Beamten einen unangenehmen Klang. Wenn sich die Klagen gar zu sehr gehäuft haben, dann schickt die Regierung eine Kommission, an deren Spitze ein Senator steht, aus, um einmal nach dem Rechten zu sehen und mit eisernem Besen zu kehren. Diese Revisionen wirken vorübergehend sehr heilsam, denn die Senatoren, würdige Männer, die im Rufe strengster Unbestechlichkeit stehen, sind mit unbegrenzten Befugnissen ausgestattet. Ihnen öffnen sich die Kanzleien aller Behörden, selbst der höchsten Beamten des Landes, nur die Pforten der großfürstlichen Palais bleiben ihnen verschlossen.

An Arbeit fehlt es den Senatoren nicht, dank dem geradezu genialen Betrugs- und Unterschlagungssystem, das wie ein einigendes Band das Gros der russischen Beamten umschließt. Nur der vermag sich von diesem verbrecherischen Treiben einen rechten Begriff zu machen, der selbst eine Zeitlang im Lande gelebt hat. Die Russen selbst und die in Rußland ansässigen Ausländer haben sich so an die bestehenden Verhältnisse gewöhnt, daß sie diese als die normalen betrachten und sich nur verwundern, wenn einmal ein Beamter es selbst für russische Begriffe gar zu toll treibt.